

Wöchentliche Beilage zur E. Chorner Ostdeutschen Zeitung.

№ 14. 1897.

Auf der „Kolumbia“.

Eine Seegeschichte von S. Rosenthal-Bonin.

(Nachdruck verboten.)

Ich hatte mich von New-York nach New-Orleans eingeschifft, das war eine Reise von fünf Tagen, und ich dachte nicht, daß mir dabei etwas Besonderes passiren würde. Deshalb hatte ich auch weder mein Testament gemacht und es bei der Gesandtschaft hinterlegt, noch einem Freunde besondere Mittheilungen hinterlassen — namentlich aus dem Grunde nicht, weil ich keinen Pfennig besaß, den ich Jemand testiren konnte, noch in New-York irgend Jemand existirte, der ein Interesse daran gehabt hätte, zu erfahren, ob ich lebe oder todt sei.

Gerade zwei Jahre waren verflossen, seit ich, die Brust von Hoffnungen geschwellt, in der großen Stadt am Hudson landete. Ich hatte mich redlich bemüht, meine Kenntnisse als Maschineningenieur zu verwerthen, hatte mich tüchtig umgethan, gestrebt, gerungen und wacker gearbeitet — das Glück war mir jedoch durchaus nicht hold.

Ich brachte es zu nichts Rechtem; war ich einmal ein paar Schritte vorwärts gekommen, so warf mich sicher irgend ein widerwärtiges Vorkommniß auf den alten Stand zurück, und mein Guthaben auf der Bank blieb der alte Rothgroschen von zweihundert Dollars, den ich bei meiner Ankunft festgelegt hatte, und der sich absolut nicht vermehren wollte. Nun hatte ich die nutzlose Plackerei satt, der widerspenstigen Stadt Lebewohl gesagt, meine Barschaft in der Tasche und befand mich seit zwei Tagen schon unterwegs nach dem Lande der Baumwolle, der Pfirsiche und der kühnen Speculation am Golfe von Mexiko.

Ich spazierte bei mäßig hohem Seegange auf dem Deck hin und her, schaute in die regelmäßig aufsteigenden und absinkenden blauen Wogen des Ozeans und war munterer und sorgloser, als während der beiden letzten Jahre auf dem festen Lande, obwohl ich einer höchst ungewissen Zukunft entgegenschwamm.

Seereisen erfreichen stets, stimmen heiter, machen fröhlich und erwecken sozusagen Körper und Geist, wenn diese Neigung gezeigt haben, einzuschlafen, einzurosten. Ich machte diese Erfahrung bei fast allen Mitpassagieren, besonders jedoch bei mir selbst. Ich war in New-York zuletzt etwas dumpf und stumpf geworden, und nun nach ein paar Tagen schon feck, elastisch und hoffnungsvoll.

Das Schiff, auf welchem ich mich befand, gehörte einer New-Yorker Gesellschaft an. Es war ein plumper, großer, alter, guter Kasten von



Das Rathhaus in Lindau. Nach einer Photographie von D. v. Zabuesnig in Lindau. (S. 107)

unangenehmer Sargform, aber anständig eingerichtet, und die Reise wäre noch behaglicher gewesen, wenn sich nicht zu viel Passagiere an Bord befunden hätten. Unser Dampfer war jedoch überladen, und es herrschte in dem ganzen Schiff von unten bis oben Raummangel und Gedränge. Jeder gebrauchte nach amerikanischer Art seine Ellbogen, und ich die meinen auch, daher kam es, daß zwischen den Passagieren kein besonders gemüthlicher Verkehr bestand. Nun, das war ja auch für die paar Tage der Reise nicht nöthig, denn übermorgen sollten wir in die Floridastraße einfahren.

Da zeigte sich an dem bisher schön blauen Oktoberhimmel ein Dunststreifen, der fern im Westen, wo die Sonne untergehen sollte, auf dem Wasser lag, und eine seltsame, fast bernsteingelbe Färbung hatte. Er mahnte an Staub, so dünn und durchsichtig war er. Der Kapitän schaute öfters nach dem Streifen, der Steueremann und die Matrosen auch. Die Sonne versank in diesem sich vergrößernden Nebel und färbte ihn kupferroth. Kupferroth schimmerte auch das Meer und kupferroth das Schiff mit Allem, was darauf und daran war, als wäre es von einem sonderbaren bengalischen Feuerchein angehaucht. Diese eigenthümliche Beleuchtung wäre sehr schön und interessant gewesen, wenn nur nicht eine dunkle Vorahnung das wirkungsvolle Naturspiel getrübt hätte.

Ich bemerkte nämlich, daß man recht eilig alle auf dem Deck umherstehenden Stühle, Bänke und Tische in die unteren Räume brachte, alles Lockere festband und festschraubte und sogar die Leinwand der Zeltbekleidung nicht nur einrollte, sondern ganz abnahm. Dann ertönte eine volle Stunde zu früh die Abendessenglocke. Das gab mir zu denken. Einer Kleinigkeit wegen wandte man nicht dergleichen Vorsichtsmaßregeln an. Es mußte ein ordentlicher Sturm uns bevorstehen. Gleichzeitig änderte das Schiff seinen Kurs und fuhr mit starkem Heizen der Kessel gegen den Wind, anstatt die Richtung zum Sonnenaufgang zu verfolgen.

Der Kapitän und die beiden Schiffsoffiziere erschienen nicht beim Essen, und ihre leeren Plätze sahen mich recht unheimlich an. Die Passagiere hatten jetzt auch allmählig begriffen, daß dem Schiffe etwas drohe, daß die Fahrt nicht so ungestört, als es bisher den Anschein hatte, fort dauern würde. — Das Mahl verlief schneller wie sonst, die Leute verzehrten ihr Roastbeef einsilbig und mit recht gespannten Mienen, und das Dröhnen der Maschinen, die mit aller Macht arbeiteten, gab eine durchaus nicht anheimelnde Musik zu dieser düsteren Tafel ab.

Das Wort „Cyclon“ war gefallen, es bedeutete — wie mir wohl bekannt war — einen Orkan, der in diesen Breiten oft ganz plötzlich und verderbenbringend herannah, als ein ungeheurer Wirbelsturm einen Theil des Meeres durchrasend; ebenso mußte ich, daß man in solchem Falle sich bemühte, mit all' der Kraft und Gewalt, welche Kohlenluth und Wasserdampf erzeugen und das Schiff nur irgend erhalten kann, dieses dem Bereich dieser vernichtenden Windsbraut zu entziehen. Einigermassen beruhigend wirkte die große Entfernung von den Küsten, in der wir uns befanden, und das Fehlen von Klippen und Inseln unter diesem Breitegrade. Bis zur Gruppe der Bahama-Inseln, denen wir zusteuerten, brauchte es ja noch sechzehn Stunden ungestörter Schiffslaufes, und von daher kam der Sturm.

Trotzdem war es ein Gebot der höchsten Nothwendigkeit, daß wir aus dem Centrum des Cyclons kamen, gelang uns das nicht, so wurden wir unrettbar in den ungeheuren, sich bildenden Wassertrichter gezogen und von hohem Wogen bedeckt. Von dem Schiffe würde man in diesem Fall wohl kaum mehr als Planfen

jemals aufgefunden haben. Eine nicht sehr angenehme Vorstellung für Diejenigen, welche auf dem Fahrzeug sich befanden, dazu brach noch die Nacht herein, eine pechschwarze, furchtbar finstere Nacht.

Das Eßgeräth war abgetragen worden, wir befanden uns eingesperrt in dem schmalen Saal. Die Luft wurde immer drückender, denn alle Luken waren geschlossen, und die in ihren Kugelgelenken schwankenden Lampen verbreiteten ein spärliches, unsicheres Licht über den menschengefüllten Raum, ein Umstand, der uns noch mehr den Athem benahm. Um die Stimmung noch unbeaglicher zu machen, kam jetzt der Kapitän, eröffnete uns, daß ein Cyclon bevorstehe, dem wir aber unter Gottes Beistand wohl erträglich entgegen würden, daß die Passagiere sich in ihren Schlafräumen verfügen, jedoch angekleidet zur Ruhe begeben sollten, und daß es bei solcher Gelegenheit immer eine zu empfehlende Vorsichtsmaßregel wäre, sein Gold, seine Papiere und sonstige nicht zu schwere Werthgegenstände an seinem Leibe unterzubringen.

Das klang nicht gerade sehr tröstlich. Schnell leerte sich der Saal. Jedes eilte in seine Kabine, und man hörte die nächsten Minuten nichts, als das hastige Oeffnen und Schließen der Handtöcherchen und Reisetaschen. Während dessen zitterte der Schiffsboden von dem rastlosen Umdrehen der Schraube, und man vernahm deutlich das Einwerfen der Kohlen in den Feuerraum und das Oeffnen und Zuschlagen der Kesselthüren.

Noch war von einem Sturm nichts zu hören, das Schiff schwankte stärker nur von seinem rasenden Laufe, und das vernehmbare Brausen verursachte das Durchschneiden der Wasserluth. Auf Deck durfte Niemand, in dem Eßsaal auf den harten Stühlen und Bänken zu sitzen war unpraktisch, sehen konnte man nichts, und so erwies es sich als das Vernünftigste, auf das Bett sich zu legen, um abzuwarten, was kommen würde.

Das that auch Jeder.

Ich war in meinem Leben manchmal schon in gespannter Erwartung und habe manche bange Zeit durchlebt, aber die Gefangenschaft in dem engen Raum, bei dieser Luft und dem Stöhnen, Wehzen und Beben, das mich von überall her umgab, hat sich meinem Gedächtniß für alle Zeiten unauslöschlich eingepägt.

Es verging eine Stunde — und noch eine — dann ging es los. Ein Höllentanz. Ich glaubte jeden Augenblick, das Schiff werde sich überschlagen; man brauchte fast übermenschliche Kräfte, um an und in seinem Bette sich festzuhalten. Millionen nie gehörte Stimmen brüllten, heulten, piffen und tohten. Dazwischen hier und da ein zitternder, wie weinender Klang der Schiffsglocke, ein Klappern, Kettenrasseln, Krachen und Schmettern über und neben uns. Darauf — die drei Viertelstunden dünkten uns endlos — ließ das Toben nach, wenn auch das Schiff in gleich wahnsinniger Weise auf und nieder, hin und her fuhr, sich bäumte, drehte, sich wälzte und herunterstürzte.

Allmählig wurde aber auch die Bewegung des Fahrzeuges ruhiger, und Alles athmete auf; Jeder fühlte, daß man einer ungeheuren Gefahr entronnen war und das Schwerkste überstanden hatte. — Meine Uhr zeigte zwei Stunden nach Mitternacht. Die Reisenden verließen ihre Lagerstätten, an Schlafen dachte Niemand, mit aufgeheiterten, fast fröhlichen Mienen eilte Alles, was laufen konnte, in den Eßsaal. Man schraubte dort die Lampen höher und setzte sich nieder in der Erwartung, daß der Kapitän bald erscheinen und Mittheilungen über die Lage und den Stand des Schiffes machen würde.

Das Wasser hatte sich so beruhigt, daß das Schiff wieder seinen normalen Schaukelgang, den die großen Ozeanwogen bedingten, lief.

Es war dem Kapitän jedenfalls gelungen, durch sein geschicktes Manövriren und durch die soliden Maschinen, welche solche Dampfanwendung auszuhalten konnten, dem Wirbelsturm so weit zu entgehen, daß wir nur vom Rande des Cyclons betroffen wurden. Das war eine tüchtige Seemannsthat und ein großes Glück — weshalb kam aber der Kapitän denn nicht, uns den Erfolg zu verkünden und uns aus unserer Gefangenschaft zu erlösen?

Die Passagiere begannen unruhig zu werden, man pochte an die Thüren und verlangte deren Oeffnung. Niemand erschien jedoch, dem berechtigten Wunsche nachzukommen. Auf Deck herrschte eine seltsame Stille, nur ein sonderbares Geräusch ließ sich vernehmen, ein unheimliches Knistern und ein eigenthümlich starkes Sausen, das weder vom Winde noch vom Wasser herzustammen schien. Jetzt hörten wir, daß die Pumpen arbeiteten, deren Thätigkeit sofort ein gewaltiges Zischen begleitete.

Nun hatte die Geduld der Reisenden ein Ende.

Die verschlossenen Thüren waren bald gesprengt, sie flogen auf — ein markerschütternder, gräßlicher Schrei folgte. Statt der frischen Luft drang erstickender Rauch in den Raum, die unter diesem sichtbaren Treppenstufen waren von einem röthlichen Schimmer erleuchtet.

Alles stürzte nach oben.

Es war kein Zweifel, das Schiff brannte, aus der Luke am Vordertheil stieg Dampf auf und Feuerschein. Dorthinein gossen auch die Schläuche armdicke Strahlen von Wasser, aber seltsamerweise entquoll der Wasserdampf nicht dieser Oeffnung, sondern entwich mit Gewalt an der Seite des Fahrzeuges aus einer Fensterluke fast in der Mitte des Schiffes. Es ging daraus hervor, daß der Brand schon eine beträchtliche Ausdehnung genommen haben mußte, und an ein Ersticken des Feuers nicht zu denken war.

Diese Wahrnehmung hatte sich wohl Allen blitzschnell aufgedrängt, denn die emporgestürzte Menschenmasse stand beim Erblicken dieser doppelten leuchtenden Rauchsäule schreckerstarr da, keiner Bewegung, keines Wortes fähig.

Diesen Moment benutzte der Kapitän. Er trat von den Pumpen vor die Passagiere. Er sah leichenblaß aus, seine Kopfbedeckung hatte er wahrscheinlich verloren, und die nassen Haare hingen ihm verwirrt über das Gesicht.

„Gentlemen,“ begann er, seine Stimme klang hohl, und er hatte Mühe, zu athmen, „im Vorderraum, wo wir Möbel geladen, muß eine Lampe herabgestürzt sein, und zwar schon vor längerer Zeit. Der Raum brennt, und es ist wenig Hoffnung, daß wir des Feuers Herr werden. Hingegen glaube ich, daß wir das Schiff noch bis zum Tagesanbruch werden halten können. Wir sind nicht sehr weit von der Route nach Haiti und werden wohl bald anderen Schiffen begegnen. Ihre Bagage, Gentlemen, müssen Sie verloren geben, denn man kann nicht mehr zum Lagerraum gelangen. Das Feuer muß schon vor Stunden ausgebrochen sein, wir hatten jedoch, ganz von der Arbeit in Anspruch genommen, um das Schiff heil durch den Cyclon zu bringen, nichts davon bemerkt. Ich bitte Sie jetzt, Gentlemen, sich zu fassen, ruhig zu sein und mir zu helfen. Wer an den Pumpen arbeiten will, die erschöpfte Mannschaft abzulösen, thut gut. Die Uebrigen bitte ich, sich auf das Achterdeck zu begeben. Vor Tagesanbruch wird unter Gottes gnädigem Beistand das Feuer bis dorthin wohl nicht kommen.“

Diese Ansprache wurde mit dumpfem Schweigen angehört, sie war schauerlich genug begleitet von dem Stampfen der Pumpen, dem Knistern und Sausen des Brandes und dem Puffen und Zischen des Löschwassers. Ich fühlte mich zu

schwach, an den Pumpen zu helfen, und begab mich mit der Mehrzahl der Passagiere zum Hinterdeck des Schiffes.

Die Maschinen hatten aufgehört zu arbeiten, jedenfalls um den Luftzug zu schwächen. Das Fahrzeug trieb. Zum ersten Male seit vier Tagen fühlten wir nicht mehr unter unseren Füßen das gewohnte Dröhnen, die zitternde Bewegung, welche anzeigte, daß der Dampfer seinen Weg verfolgte.

Dieser Eindruck war höchst peinlich. Das Fahrzeug schien seine Seele verloren zu haben, gestorben zu sein, ein Leichnam, der auf dem Wasser schwamm.

Unter den Passagieren wurde kein Wort gewechselt. Jeder war sich des furchtbaren Ernstes der Lage bewußt und harrete bang auf den Anbruch des Tages. Von diesem waren wir jedoch noch weit entfernt, es war erst drei Uhr Nachts, und im Oktober geht die Sonne nicht vor sechs Uhr auf. Um uns war umdringlich finstere Nacht, am Himmel kein Stern zu sehen, nur das Schiff selbst leuchtete gräßlich; es erhellte einen Umkreis von einigen hundert Schritten und zeigte eine schwarze See mit röthlichen Schaumkronen, die wie schwarzes siedendes Pech ausfah.

Eine halbe Stunde etwa schien das Feuer still zu stehen, ein Theil der Passagiere ließ an Seilen leere Tonnen in das Wasser, zog diese herauf und goß deren Inhalt in die Luke vorn, wo die Spritzschläuche mündeten. Es hatte den Anschein, als ob die vereinten Anstrengungen das Feuer einschränken würden. Schon regte sich ein wenig Hoffnung.

Plötzlich erdröhnte vorn ein furchtbarer Krach, das Schiff erzitterte in seinen Grundvesten, eine entsetzliche Dampfvolke quoll auf, Flammen, Funken, Gluth loderte empor. Der sich ansammelnde Wasserdampf, der keinen genügenden Ausgang fand, hatte das Deck um die große Luke vorn geprenzt, wobei mehrere löschende Reisende den Tod fanden, und nun schlugen blutrothe Flammen mit einem Regen von Funken und dicker, schwarzer Rauch ungehemmt haushoch zum nächtlichen Himmel, wallend, wirbelnd und eine unerträgliche Hitze verbreitend.

Es war klar, daß jetzt der Brand mit riesiger Schnelligkeit sich verbreiten würde, denn von Pumpen konnte nun keine Rede mehr sein, es machte die Sache nur gefährlicher. Dazu erzeugte das Feuer sich seinen eigenen Wind, der es mit wahrhaft dämonischer Macht nährte. Der Kapitän befahl deshalb auch, die Boote herabzulassen und die Einschiffung der Passagiere in's Werk zu setzen.

Die acht Boote rollten aus den Davits herab — man schaffte die bereit gehaltenen Fäße mit Trinkwasser, Säcke voll Brod, Fleisch und Aepfeln hinab, und in größter Hast und Aufregung kletterten die Passagiere an Leitern, Treppen, Seilen die Schiffswand hinunter. Es ging dabei so stürmisch zu, daß alsbald zwei Boote kenterten, noch ehe sie ganz gefüllt waren, und nun kam es zu furchtbaren Scenen. Die Stärkeren suchten den Schwächeren das Einsteigen zu wehren, die mit Todesmuth gegen Jene ankämpften. Auch die Matrosen wollten sich jetzt ihre Plätze in den Booten sichern, das Eingreifen des Kapitäns und der beiden Schiffs-offiziere fruchtete nichts, denn alle Disziplin war verloren, man rang und stritt, schlug sich und griff sogar zu Messern und Revolvern.

Es war ein graufiger Anblick: draußen die noch immer tobende See, unter uns das brennende Schiff und hier der menschliche „Kampf um's Dasein“ in seiner abschreckendsten Gestalt.

Ich mochte mich nicht an diesem verzweifelten Ringen theilhaben, sondern faßte den Entschluß, auf eigene Faust mein Heil zu suchen.

Schwimmgürtel gab es nicht auf dem Schiff. Ich raffte also einen Strick vom Boden, nahm eine der Bänke, die für die Passagiere auf dem Deck standen, und warf sie in das Meer, um mich daran auf der Oberfläche zu halten, bis Hilfe kam.

Dann that ich ein kurzes Stoßgebet und sprang nach. Es ging vortrefflich, die Bank trug mich, und ich brachte es bald fertig, mich so festzubinden, daß ich, ohne zu ermüden, mich über Wasser halten und von der Strömung fort-treiben lassen konnte.

Von den Booten hörte und sah ich bald nichts mehr. Die Meeresströmung führte mich ziemlich rasch von dem brennenden Schiffe fort, aber noch lange bezeichneten Flammen und Feuerschein die Strecke, wo der verlorene Dampfer trieb. Dann erstarb der Schimmer, und mich umgab Nacht, kühle, schweigende Nacht.

Mich fror. Ich nahm aus meiner Brusttasche ein Fläschchen mit Rum, das ich vorsichtigerweise mit einigen Tafeln Chokolade aus meiner Reisetasche zu mir gesteckt hatte, und labte mich, dann aß ich von der Chokolade.

Nun kam eine Schlassucht über mich, gegen die ich vergeblich ankämpfte. Ich schlummerte ein, fuhr aber immer wieder aus dem Schlafe auf, denn ich wußte ja, daß mein Heil davon abhing, die mich tragende Bank nicht loszulassen.

Zum Glück wurde jetzt die See ruhiger, und schon sah ich endlich auch im Osten das erste fahle Tageslicht dämmern.

Wieder war ich auf Augenblicke eingeschlafen, als ich plötzlich gegen etwas stieß und dadurch geweckt wurde. Ich griff darnach, es war ein Seil, und in demselben Moment schlug ich stark mit der Schulter an etwas wie eine Wand. Ich streckte die Hand vor, diese Wand war schlüpfrig und preßte und rieb mich; krampfhaft hielt ich den Strick und spähte empor.

Es war schon nicht mehr ganz dunkel, und ich erkannte über mir die grüne Fläche eines Schiffsrumpfes; nun nahm ich alle Kraft zusammen, deren ich fähig war, streifte den Strick, der mich mit der Bank verband, ab und zog mich an dem Strick empor. Ein verzweigungsvolles Ringen war es, denn mit den Händen allein konnte ich nicht emporkommen, weil das Seil eng an das Schiff sich legte und mir die Finger klemmte, meine Füße aber beim Anstemmen an den glatten Schiffsrumpf abrutschten. Mein heftiges Rufen hatte aber keinen Erfolg, auf dem Schiff blieb Alles still, nicht das Geringste, was zur Rettung dienen konnte, zeigte sich.

Endlich gelang es mir, mit einer unerhörten Anstrengung das Seil zwischen meine Kniee zu bekommen, und jetzt klonn ich schnell aufwärts. Meine Hände ergriffen die Regeling eines Schiffes, und wenige Augenblicke später standen meine Füße auf den Dielen eines Deckes.

Alles drehte sich um mich, mein Kopf schmerzte mich, und ich rang nach Athem. Ich mußte mich halten, damit ich nicht umfiel. Es war mir aber unmöglich, zu denken, zu forschen — meine Gedanken verwirrten sich, ich fühlte, daß ich auf das Deck zurückfiel, und ich hatte nur noch die Vorstellung, daß ich in einer Riesenniege läge und in überirdisch sanftem Lichte unterbrochen hin und her geschaukelt würde.

Mein Träumen unterbrach ein feiner, klingender Ton vor meinen Ohren, ein seltsames Stoßen am Kinn und ein kitzelndes Gefühl an der Nase, ich schlug die Augen auf und erschraf heftig. Etwas Weißes war vor mir, etwas Weiches rieb sich an meiner Wange, etwas Unerkklärliches stieß mich sanft — ich ermunterte mich völlig und schaute in die grünen, zärtlich glänzenden Augen einer Katze.

So schnell bin ich wohl noch nie in meinem Leben auf meine Beine gesprungen, wie in

diesem Augenblick. Ich schaute mich um, wo ich sei. Der Tag war völlig angebrochen, aus dem Meere erhob sich mit sanft rosigen Strahlen die Sonne und beleuchtete das Verdeck eines Dreimasters in greulicher Verwahrlosung.

Das Bord war theilweise zerpfältert und zertrümmert, die Masten gekappt, die Seile durchgehauen, der ganze Schiffsrumpf stand schief im Wasser, so daß man auf dem Verdeck nur mit Mühe gehen konnte. — Das Schiff schien völlig leer. Keine Menschenseele war zu entdecken, nur die Katze strich schmeichelnd an meinen Beinen herum.

(Fortsetzung folgt.)

Das Rathhaus in Lindau.

(Mit Bild auf Seite 105.)

Eine Hauptsehenswürdigkeit der so anmuthig im Bodensee gelegenen Inselstadt Lindau ist das schöne, neuerdings prächtig restaurirte Rathhaus (siehe unser Bild auf S. 105). Der unfern des Hafens liegende Bau ist von 1422 bis 1436 zuerst in gothischem Style aufgeführt und später (1578) maßvoll in deutsche Renaissance umgestaltet worden. Diesen Charakter hat auch die unter Leitung von Friedrich Thiersch ausgeführte Restauration beibehalten, die durch die Fassadenmalereien von J. Widmann aus München in ihrer Wirkung noch erheblich gesteigert worden ist. Diese Malereien versehen den Beschauer in die Zeit des Reichstags von Lindau (7. September 1496 bis 10. Februar 1497) zurück und bringen den festlichen Einzug Philipp des Schönen, des Sohnes und Stellvertreters Kaiser Maximilian's I., in die Stadt zur Darstellung. Auf der Nordseite, die unsere Ansicht wiedergibt, führt eine hölzerne bedeckte Freitreppe zum Hauptgeschoß mit seinen Sitzungsälen. Das Obergeschoß umschließt ein Museum, während das Erdgeschoß als Feuerwehrrdepot dient.

Zur Tränke ziehende Elephanten-Schildkröten.

(Mit Bild auf Seite 108.)

Die ehemals sehr häufigen Riesenschildkröten vermehren sich sehr stark; auf den zur südamerikanischen Republik Ecuador gehörigen Galapagos oder Schildkröteninseln findet sich nur noch eine Art dieser gewaltigen Landschildkröten, die auf S. 108 abgebildete Elephanten-Schildkröte, in von Jahr zu Jahr geringer werdender Anzahl. Da nur die größeren jener Eilande Quellen haben, die stets auf den Bergen liegen, so müssen die in den Niederungen lebenden Elephanten-Schildkröten weite Wanderungen bis zu den Trinkplätzen zurücklegen. Es sind dadurch wohlaugetretene Pfade entstanden, auf denen sie regelmäßig zur Tränke ziehen, wobei man sie leicht beobachten kann. Man sieht die ungefügen Thiere schwerfälligen Ganges und mit langgestreckten Hälsen dem Wasser zustreben, andere, die schon ihren Durst gelöscht haben, zurückkehren. Infolge der Schmachhaftigkeit ihres Fleisches stellt man den Elephanten-Schildkröten so schonungslos nach, daß bald nur noch wenige Exemplare vorhanden sein werden.

Morgengruß.

(Mit Bild auf Seite 109.)

Das Gemälde von D. Methel, dessen Holzschnitt-nachbildung unsere Leser auf S. 109 finden, versetzt uns in das Schlafgemach eines altdeutschen Patrizierhauses vor der Zeit des unseligen dreißigjährigen Krieges. Die Hausfrau hat ihr „Nesthäkchen“ auf den Arm genommen und ist mit ihm an das Fenster getreten, dessen Zugenscheiben geöffnet sind. Heller Sonnenschein fällt als Morgengruß in das Gemach. Aber noch einen anderen „Morgengruß“ bringt das älteste Töchterchen des Hauses, das schon im Garten war, um Blumen zu pflücken. Ein Kränzlein davon hat sie sich selber auf's Haupt gesetzt, der Mutter spendet sie ein Körblein mit duftenden Blüten, und ein Sträußchen hält sie dem Schwesterchen hin, um es zu erfreuen.

Die Perrücke des Königs.

Historische Erzählung von Felix Lilla.

(Nachdruck verboten.)

Mürrüthig im höchsten Grade, unzufrieden mit sich selbst und der ganzen Welt, saß an einem schönen Frühlingssnachmittag des Jahres 1684 der französische Lustspieldichter Charles Dufresny — ein schöner, geistreich aussehender Mann von sechsunddreißig Jahren — auf einer Bank im Tuileriengarten. Kein Wunder, daß er so verdrücklich war! Das letzte Stück, welches er geschrieben und worauf er große Hoffnungen gesetzt hatte, war abgelehnt worden; die Schauspieler wollten es nicht auführen. Und er litt gerade an großem Geldmangel, wie es ja bei Dichtern in alter und neuer Zeit häufig der Fall zu sein pflegt.

Uebrigens war er ein Günstling des Königs, der ihn, ebenso wie früher Molière, zuweilen durch reiche Gnadengeschenke auszeichnete. Eben dachte er darüber nach, ob es vielleicht zweckmäßig sein würde, ein Bittgesuch um Unterstützung an Seine Majestät abzusenden, als ein reichgekleideter kleiner Herr von reiferem Alter mit freundlicher Miene auf ihn zutrat und ihn artig begrüßte. Es war Laurent Pajot, königlicher Rath — dies war nur ein erkaufter Titel — und sehr reich — Finanzpächter, was freilich mehr zu bedeuten hatte.

Die Beiden kannten sich sehr gut. Oft schon hatte der reiche Finanzmann den armen Dichter in sein gastliches Haus zu Tische geladen.

„Störe ich Sie vielleicht in Ihren poetischen Meditationen, mein lieber Herr Dufresny?“ fragte der Ankömmling, indem er sich ebenfalls setzte.

„Durchaus nicht,“ versetzte der Dichter. „Eben denke ich darüber nach, ob es nicht am besten sein würde, die ganze Lustspieldichterei an den Nagel zu hängen, denn mit dem Genius des unübertrefflichen Molière vermag ich ja doch nicht zu rivalisiren.“

„Molière, der große Meister der Bühne, ist

ja seit elf Jahren todt und kann Ihnen deshalb nicht hinderlich sein.“

„Seine Werke leben aber noch und werden ewig auf der französischen Bühne leben.“

„Also Sie haben nicht viel Glück?“

„Leider nicht! Die Schauspieler haben mir gestern ein neues Stück zurückgegeben mit dem unverschämten Bemerkten, daß ein junger Mensch

Quellen nicht immer auch zur rechten Zeit fließen.“

„Sie verstehen sich, das weiß ich ja, auf allerlei Künste —“

„Ja, ich dilettire in Malerei und Musik und in mehreren anderen, noch brotloseren Künsten.“

„Bitte, reden Sie doch nicht so wegwerfend

von Ihren ausgezeichneten Geistesgaben, welche ich so hoch schätze, Herr Dufresny!“ rief der kleine

Finanzpächter eifrig. „Brauchen Sie zufällig Geld? Es sollte mir ungeheuer lieb sein!“

„Warum? Das klingt ja beinahe wie Spott.“

„Nein, Verehrtester! Es ist reinster Egoismus. Ich wünsche nämlich, daß Sie Ihren Geist und Ihre Erfindungsgabe einmal für mich anstrengen — glänzend würde ich Ihre Ideen belohnen.“

„Das käme mir wahrhaftig recht.“

„Ich bitte Sie, seien Sie einige Tage mein Gast in meinem Schloßchen bei St. Aubin, nahe bei Versailles! Und geben Sie mir dann den guten Rath, welchen ich gebrauchen kann, so zahle ich Ihnen sofort fünfhundert Louisd'ors.“

„Zum Hefter, das ist ein schönes Anerbieten!“

„Sie nehmen es an?“

„Mit Vergnügen und bestem Danke! Aber, bitte, erklären Sie mir doch, in welcher Weise ich Ihnen eigentlich von Nutzen sein soll?“

„Das ist sehr einfach. Ich nehme an, daß Sie, der Sie so viele Talente besitzen und so viele Künste kultiviren, gewiß auch

etwas von der Gärtnerei verstehen.“

„Von Gärtnerei?“ fragte Dufresny erstaunt.

„Um!“ lächelte Pajot verklärt, „sagen wir vielmehr: von edelster, erhabenster Gartenkunst! Denn es handelt sich selbstverständlich nicht um gemeine Gemüsegärtnerei.“

„Meiner Treu, bester Herr Pajot, ich muß Ihnen doch gestehen, daß ich in Bezug auf Gärtnerei ein völliger Ignorant bin.“

„Das macht nichts. Ein Genie weiß oftmals sehr wenig und leistet eben deshalb das Erstaunlichste und ganz Nagelneues. Sie haben



Zur Tränke ziehende Elephanten-Schildkröten. (S. 107)

ein ähnliches Stück eingereicht habe, welches besser als das meinige sei.“

„Ja, da begreife ich Ihren Unmuth! Das muß allerdings recht fatal für Sie sein.“

„Demüthigend ist's!“ seufzte Dufresny schwermüthig. „Ich will mich auch lieber aufhängen, als noch ferner für diese arroganten Hanswürste Stücke schreiben.“

„Nun, zum Glück sind Sie vielseitig talentirt und so besitzen Sie Hilfsquellen —“

„Hilfsquellen genug, auch die Gnade und Guld des Königs; nur wollen leider diese



Morgengruß. Nach einem Gemälde von D. Kethel. (S. 107)

ja gewiß Lenôtre's großartige und wunderbare Gartenschöpfungen in Versailles gesehen, womit der berühmte alte Herr seit Jahren beschäftigt ist und die noch immer nicht fertig sind."

"Ja, die habe ich mehrmals gesehen."

"Was sagen Sie dazu?"

"Es ist die Natur in einer prachtvollen Zwangsjacke."

"So ist's wahrhaftig, Herr Dufresny! Aehnliches dachte ich auch zuweilen bei dem Anblick jener Herrlichkeiten. Nun, ich habe neulich mit Lenôtre gesprochen. Ich sagte ihm, daß ich das Landgut mit dem hübschen Schloßchen bei St. Aubin gekauft hätte und dort neue Gartenanlagen schaffen wolle. Er war so freundlich, vorigen Sonntag zu mir nach meiner neuen Besitzung herüber zu kommen, um sich das Terrain anzusehen, welches recht hügelig ist. Da meinte der würdige alte Herr, das müsse alles planirt werden, dann ließe sich mit einem Aufwand von etwa zwei Millionen Livres etwas wahrhaft Schönes und Großartiges herausgestalten. Vor Schrecken fiel ich beinahe auf den Rücken, denn wenn ich auch schon seit zwanzig Jahren Finanzpächter bin, so sind die Millionen doch bei mir noch nicht so massenhaft vorhanden. Ich sagte ganz bescheiden dem großen Manne, daß ich höchstens hunderttausend Livres werde daran wenden können. Da zuckte Herr Lenôtre geringschätzig die Achseln und äußerte, daß mit einer solchen Bagatelle nichts Vernünftiges anzufangen sei; dafür könne man kaum einen ordentlichen Springbrunnen und zehn Statuen anschaffen. Ich entgegnete in einiger Bestürzung, daß mir an Neptunen, Nereiden, Tritonen, Delphinen und anderen steinernen Ungeheuern auch eigentlich gar nichts gelegen sei. Da meinte er, ich hätte keine blasse Idee von der wahren Gartenkunst, und so verließ er mich."

Dufresny lachte. Dann sagte er: "Ich glaube, lieber Herr Bajot, daß man mit einem Aufwand von hunderttausend Livres ein wahres Gartenparadies zu schaffen vermag."

"Wollen Sie mir dabei behilflich sein?"

"Ja, das will ich! Ich werde Ihnen gute Rathschläge geben, denn wahrlich, von Ihnen angeregt, entdeckte ich in mir auf einmal das Talent zur malerischen Landschaftsgärtnerei. Wir wollen die schöne Natur wieder in ihre Rechte einsetzen, ihr nachhelfen, wo es nöthig ist, sie malerisch verschönern, aber sie nicht mehr in eine gärtnerisch ausgefälschte Zwangsjacke stecken, so wie es jetzt Mode ist. Und so werden wir etwas ganz Neues und Besonderes schaffen!"

"Ja, so meine ich es!" rief der kleine dicke Finanzpächter entzückt. "Wir wollen durch unsere Leistungen alle Leute in Erstaunen setzen!"

Noch am selben Tage fuhr der Dichter mit Bajot hinaus nach dessen Schloßchen bei St. Aubin. Er durchstreifte den verwilderten alten Garten, sowie den Park und entwarf schnell seinen Plan, welchen Bajot billigte. Darauf quartierte Dufresny als Gartendirektor sich im Schloßchen ein und nahm einige geschickte Gartenarbeiter in Dienst, welche seine Ideen verwirklichen sollten.

Im Verlaufe der nächsten zwei Jahre schuf er Wunderbares — das direkte Gegenstück zu Lenôtre's Gartenkunst, bei der Alles regelmäßig, sozusagen geometrisch genau und nichts weniger als malerisch war. Was Dufresny's erfindsamer Geist ausgedenken hatte, war das Armmodell des später sogenannten „englischen Gartens“. Die Unregelmäßigkeit war zur Regel geworden. Man sah nur verschlungene Pfade und keine einzige gerade Allee; man sah grüne Rasenplätze und Gruppen schöner Bäume; nirgends beschnittene Taguswände, aber zierliche

Bosketts, hier und da mit schmalen gewundenen Gängen dazwischen; ein klarer Bach durchfluthete in malerischen Windungen den Garten; an einigen Stellen waren einfache und doch niedlich aussehende Brücken, zusammengefügt aus noch mit der natürlichen Rinde verhehenen Baumstämmen, die vortrefflich zum Ganzen stimmten. Ueberhaupt, das mußte man gestehen: Stimmung war in dieser neuartigen Gartenkunst! Alles athmete Anmuth, friedliche Ruhe, stille Natur. Man sah keine Statuen, keine Springbrunnen, wohl aber zwischen Felsblöcken einen kleinen Wasserfall, umgeben von Gebüsch und alten Ulmen. An schönen Aussichtspunkten waren Ruhebänke von der einfachsten Art angebracht. Und alles dies hatte noch keine hunderttausend Livres gekostet.

Bajot lud nun oft Gesellschaft auf sein Landgut. Die Leute, welche da kamen, waren entzückt von Dufresny's Gartenkunst. Einige reiche Herren sprachen angelegentlich darüber mit dem gärtnerischen Dilettanten, der so Schönes geleistet, und bezeugten Lust, sich ähnliche Gärten einrichten zu lassen. Doch kam es nicht dazu. Man wird sogleich erfahren, welcher sonderbare Umstand es verhinderte.

Auch dem alten Lenôtre, der von dieser Neuerung in der Gartenkunst gehört hatte, ließ es keine Ruhe. Er kam von Versailles einmal herüber und sah sich Alles aufmerksam an. Es war aber durchaus kein Urtheil von dem alten Herrn zu erlangen. Er brummte immer nur: „Hm! hm!“ — und zwar so, daß man nicht wußte, ob er Lob oder Tadel ausdrücken wolle.

In Dufresny's Geist stiegen nun stolze Pläne auf. Da ihm so Schönes gelungen war, träumte er davon, daß es ihm möglich sein würde, mit Lenôtre siegreich zu rivalisiren und ebenso wie dieser königlicher Gartendirektor zu Versailles zu werden.

Die dortigen großartigen Anlagen mit den prächtigen Wasserkünsten und fast zahllosen Statuen hatten schon viele Millionen gekostet und waren noch lange nicht fertig. Ueber die Gartenanlagen nach der Richtung von Groß- und Klein-Trianon hin war noch keine endgiltige Entscheidung getroffen; doch zweifelte man nicht, daß sie trotz der enormen Kosten ebenso ausgeführt werden würden, wie die übrigen.

Hierauf baute Dufresny, der dies wußte, seinen Plan. Er war ein geschickter Zeichner, und so entwarf er den Grundriß und die farbige bildliche Darstellung eines Gartens in der von ihm erfundenen neuen Art und fügte eine Kostenberechnung hinzu, wonach solche Anlage ungefähr dreifach billiger herzustellen sein würde, als wenn Lenôtre sie auf seine prunkvolle Weise gestaltete.

Er reichte dem König diesen Plan ein, und derselbe machte allerdings Eindruck auf Ludwig XIV. Das Neue und Originelle imponirte ihm und wohl auch der billige Preis, denn es wurde dem Finanzminister Desmaretz immer schwieriger, die nöthigen ungeheuren Summen für die Versailler Bauten und Gartenanlagen aufzubringen.

"Ich will doch mit eigenen Augen sehen, was dieser Dufresny, der, wie mir der alte Lenôtre sagte, eigentlich gar nichts von Kunstgärtnerei versteht, drüben bei St. Aubin zu Stande gebracht hat," sagte er eines Tages zu seinen Höflingen. "Ich will morgen hinüberfahren und den wundersamen, neuartigen Garten des Herrn Bajot, wovon man so viel Wesens macht, einmal besichtigen."

Dieser Entschluß des Königs erregte nicht geringes Aufsehen und war nach einer Stunde überall bei Hofe bekannt. Der alte Lenôtre erbebt in seinem Innersten bei der Nachricht. Es schien ihm, als ob seine Gartenkünstlerlehre in großer Gefahr sei. Vielleicht hatte er nicht so unrecht.

Laurent Bajot erhielt eine königliche Botenschaft, daß Seine Majestät ihm am folgenden Tage die Ehre eines Besuches erweisen würde, um seinen Garten zu besichtigen. Der kleine dicke Finanzpächter geriet darüber ganz außer sich vor Freude. Schleunigst ließ er Dufresny holen, der sich wieder in Paris befand. Der Dichter eilte sofort hinaus nach dem von ihm geschaffenen Garten, wo er, wie er sicher hoffte, am folgenden Tage den schönsten Triumph seines Lebens feiern würde, denn er zweifelte nicht daran, daß seine „Kunst der veredelten Natur“ den Beifall des Königs finden würde, und baute darauf hin in seinem phantastischen Geiste die herrlichsten Luftschlösser.

Ueberall lief er geschäftig umher und sah nach, ob auch Alles im Garten im besten Stande sei.

Wenn das Wetter nur günstig sein würde am folgenden, so wichtigen Tag! Ein trüber, griesgrämiger, wolkenbedeckter Himmel mit Regenschauern würde ja den sanft idyllischen Charakter des Gartens gar zu leicht in einen trüben melancholischen verwandeln können. Diese Besorgniß verschwand indes völlig am anderen Vormittag. Das Wetter war sonnig und heiter, mild und warm. Es war der schönste Tag des Jahres 1686.

Am Nachmittag kam Seine Majestät angefahren, nur begleitet von einem Gardekapitän und zwei vornehmen Hofherren.

Ludwig XIV. sah recht gnädig und vernüchelt aus. Kein Wunder, denn an diesem schönen warmen Tage wurde er nicht von Podagra gequält und war also flink und munter auf den Beinen.

Bajot empfing ihn am Einfahrtsportal und bat, Seine Majestät möge sich in den Prunksaal des Schloßchens begeben, um zunächst eine kleine Erfrischung zu sich zu nehmen. Doch der König lebte ab mit der Begründung, er habe nur anderthalb Stunden Zeit und wolle diese zur Besichtigung des Gartens verwenden.

So begab man sich denn unverzüglich nach dem Garten. Dufresny, der Schöpfer desselben, übernahm die Führung.

Gewöhnt an die Pracht und strenge Regelmäßigkeit der großartigen Lenôtre'schen Gartenkunst, machte die liebliche, malerische Unregelmäßigkeit des Bajot'schen Gartens allerdings einen lebhaften Eindruck auf Ludwig. Man bemerkte, daß er bisweilen überrascht und anscheinend billigend mit dem Kopfe nickte.

Am schönsten Aussichtspunkte angelangt, setzte seine Majestät sich auf eine Ruhebank. Die Anderen blieben ehrerbietig stehen. Hinter der Bank war ein dichtes Boskett mit verschlungenen schmalen Pfaden, gerade vorn ein grüner Wiesenplan am schimmernden klaren Bach und eine der einfachen Holzbrücken; in einiger Entfernung erblickte man den malerischen Wasserfall.

Wie war das Alles so lieblich, so friedlich, so erfrischend, so lauschig! So ganz anders als in Versailles! Einige Schmetterlinge flatterten umher, Insekten zirpten im Grase, in den Gebüsch des Bosketts zwitscherten und sangen die Vögel. Ludwig sah träumerisch vor sich hin. Hielt der an Etikette und steifes Ceremoniell gewöhnte König einmal stille Einkehr in die wahre Schönheit der unverfälschten Natur? Fast schien es so!

Ludwig sprach nicht, auch die Anderen verhielten sich schweigsam, denn sie wagten es nicht, ihn in seinen Träumereien zu stören.

Doch plötzlich wurde dies Schweigen unterbrochen durch eine jugendliche Männerstimme im Boskett, welche zärtlich sprach: „O, geliebteste Clemence, so erhasche ich doch endlich einen günstigen Augenblick, Dich heute zu sehen! Clemence, wenn Dein Vater nicht durch den Besuch Seiner Majestät noch stolzer geworden,

als er so wie so schon ist, so kann er unmöglich so grausam und tyrannisch sein, unsere gegenseitige herzliche Liebe zu vereiteln! Herr Bajot ist ein guter Chef und Vater; ja, ich will es morgen wagen, bei ihm um Dein kleines süßes Händchen anzuhalten!"

Darauf sprach eine holde Mädchenstimme im Boskett: "Wage es nur, mein theurer Mathurin! Mein Vater war auch einst ein kleiner Sekretär, bevor er ein reicher Finanzpächter wurde. Du bist mein Erwählter, Mathurin! Dich liebe ich über Alles in der Welt! Sagt mein guter Vater — was ich freilich nicht glauben kann — dennoch nein, so werde ich unjagbar unglücklich, dann gehe ich in's Kloster."

"Da soll doch —!" brummte Herr Bajot halbblau in einiger Aufregung.

Der König lächelte. "Steht dies arkadische Liebesgespräch vielleicht auch mit auf dem Programm dieses Gartenamusements?" fragte er.

"Eure Majestät mögen gnädigst geruhen, die Ungehörigkeit zu verzeihen!" stammelte der Finanzmann. "Es ist Mathurin Duval, mein erster Sekretär, den ich hier bei mir habe, um einige Rechnungen in Ordnung zu bringen, und der nun die Gelegenheit benützt, mit meiner jüngsten Tochter zu liebeln. Ich habe schon lange so etwas vermuthet!"

Und er rief sehr laut: "He, holla! Ihr da drinnen im Boskett! Macht, daß ihr fortkommt! Ihr gereicht Seiner Majestät zum großen Aergerniß!"

"Von Aergerniß kann keine Rede sein," sagte Ludwig. "Lassen Sie die Beiden sich doch heirathen! Wo stecken sie denn eigentlich?"

"Drinnen im Labyrinth."

"Das Boskett ist ein Labyrinth?"

"Ja, Sire."

"Nun, so will ich einmal hineingehen."

Ludwig XIV. stand auf und ging zum Boskett, indem er Dufresny bedeutete, wieder die Führerschaft zu übernehmen.

Der Dichter schritt also voraus. Ihm folgte der König, diesem der Gardeskapitän, dann kamen die beiden Hofherren, ganz zuletzt Herr Bajot. Der gewundene Pfad im Boskett war nämlich so schmal, daß nur Einer hinter dem Anderen gehen konnte, und das Gebüsch war über den Köpfen der Eintretenden so verwachsen, daß sie wie in grünen Grottengängen wandelten, in welchen angenehme kühle Dämmerung herrschte.

Zuweilen mußte man sich bücken, um durchzukommen. Und Alle bückten sich auch, wenn es nothwendig war, nur der König nicht, weil er sich in seinem ganzen Leben noch niemals gebückt hatte und das für unter seiner Würde hielt.

Schon mehrmals hatte er mit seinem Gute Ranken und Zweige ziemlich heftig gestreift, ohne darauf zu achten.

Dufresny war zuweilen geneigt, in einiger Besorgniß auszuruhen: "Mögen Eure Majestät gnädigst geruhen, höchst sich zu bücken!" Aber er wagte es nicht, denn er dachte, der Großmächtigste möchte ihm das vielleicht übel nehmen.

"Hier ist's wirklich recht nett!" sagte Ludwig. Er zeigte auf einen Fächer, der am Gestrauch hing und welchen Clemence bei ihrer eiligen Flucht vergessen hatte. "Hier also hat sich das Liebespärcchen aufgehalten?"

"Ja, Sire," ächzte der Finanzpächter.

"Herr Bajot," sprach Ludwig gutgelaunt, "verheirathen Sie die Beiden doch! Es wird, glaube ich, das Beste sein, was Sie als guter Vater und vernünftiger Staatsbürger thun können."

Bajot verneigte sich, in seinem Innersten tief ergriffen von dem Interesse, welches der König für seine Familienangelegenheiten zu haben schien. In Wahrheit aber hatte Ludwig

nur so gesprochen, um doch irgend etwas zu sagen.

Bis jetzt war Alles sehr gut gegangen, besonders für Mathurin und Clemence, die freilich noch keine Ahnung hatten von ihrem Glück, sondern zagend irgendwo sich versteckt hielten.

Doch nun nahte sich das Unheil.

Man befand sich ungefähr in der Mitte des Labyrinths. Da häfelte sich eine starke Dornenranke an der Diamantgraffe des königlichen Gutes fest. Ludwig machte, immer vorwärts schreitend, eine ungestüme Bewegung. Da wurde ihm von der schwankenden Ranke der Hut vom Kopfe gerissen und zugleich auch die mächtige Lockenperrücke. Der Hut blieb oben im Gebüsch hängen, die Perrücke fiel auf den Erdboden.

Es geschah dies an einer Biegung des gewundenen Pfades. Der dem König folgende Gardeskapitän hatte nichts davon bemerkt in der grünen Dämmerung und trat mit seinem linken Sporenstiefel militärisch fest in die königliche Perrücke hinein, indem er sie fürchterlich zerzauste und noch zwei Schritte weit mit sich fort schlepte.

"Verwünscht!" rief Ludwig in plötzlicher Wuth. "So etwas ist mir noch niemals in Meister Lenotre's Boskett zu Versailles passiert!"

Die Anderen waren alle höchlich bestürzt, als sie das geschehene Unglück entdeckten, welches so sehr den Zorn des Königs erregte.

Man muß wissen, daß ein großer Theil von Ludwig's XIV. Majestät in seiner gewaltigen Lockenperrücke bestand, welche ihm ein so imponantes Aussehen verlieh, und ohne welche er sich deshalb niemals öffentlich blicken ließ. Wie fatal mußte ihm also diese Entblößung seines königlichen Hauptes sein!

Herr Bajot löste den Hut von der Dornenranke, bürstete ihn in einer Art von Geistesverwirrung mit dem Rockärmel ein wenig ab und überreichte ihn dann zitternd Seiner Majestät.

Der bestürzte Gardeskapitän bückte sich, machte seinen Sporn frei und hob die schrecklich zerzauste Perrücke auf. Dieselbe konnte nicht mehr benutzt werden.

Herr Bajot besaß wohl selber mehrere schöne Perrücken, aber er wagte es nicht, dem Könige eine davon zur Aushilfe anzubieten. Denn das hätte sich doch nicht geschickt!

Ludwig stülpte höchst ärgerlich den Hut auf seinen perrückenlosen Kopf.

"Fort von hier!" rief er gebieterisch. "Sogleich nach Versailles zurück!"

Er hörte nicht auf die wehmüthig gestammelten Entschuldigungen Bajot's und Dufresny's. Nur einmal noch sagte er barsch zu Letzterem: "Ich halte es doch lieber mit Lenotre!"

Darauf verließ er den Garten, stieg in seinen Wagen und fuhr so rasch, wie die Pferde laufen konnten, nach Versailles. Dufresny aber blieb ganz zerschmettert zurück. Alle seine glänzenden Hoffnungen waren vernichtet. Und daran war nur die verwünschte königliche Perrücke schuld.

Bajot war auch ganz zerschmettert. Nur ein einziger Sonnenblick fiel in die Nacht seiner Verzweiflung, nämlich das huldvolle Interesse, welches anscheinend der König an Mathurin und Clemence genommen hatte.

So ließ der kleine dicke Herr denn das erstaunte Liebespaar rufen und segnete gerührt dessen Herzensbund.

Als der alte Lenotre Kenntniß erhielt von dem, was in Bajot's Garten und Boskettlabyrinth vorgefallen war, lächelte er zufrieden und brummte: "Haha! In meinen Bosketts, deren Wandelgänge breit, hoch und lustig sind, und wo jedes vorwitzige Zweiglein sorglich unter

der strengen Scheere gehalten wird, könnte Seiner Majestät so etwas Unangenehmes freilich nicht passieren! Ja, ja, ich weiß es besser, welche Art von Gartenkunst für einen großen, prachtliebenden König schädlich ist, als dieser komische Dilettant Dufresny!"

Des Dichters Gartenplan wurde in der That vom König verworfen. Doch in gnädiger Laune setzte Ludwig ihm eine kleine Pension aus und verlieh ihm auch einen unbedeutenden Titel.

Des Königs abfälliges Urtheil über Bajot's Garten veranlaßte es, daß derselbe vorläufig der einzige in seiner Art in Frankreich blieb. Die anderen reichen Herren, welche anfangs Gefallen daran gefunden hatten, wurden sofort anderer Meinung, als sie erfuhren, der in Allem damals den Ton angegebende und die Mode bestimmende König habe wegwerfend davon geredet.

Es kamen aber im Verlaufe der Jahre manche vornehme und reiche Engländer nach Paris und Umgegend, welche auch Bajot's Garten besichtigten und von der idyllischen Anmuth desselben entzückt waren. Einige, welche in ihrem Vaterlande ähnliche Anlagen schaffen wollten, schickten, um Studien zu machen, ihre Gärtner hinüber zur Besichtigung des Bajot'schen Gartens, so Lord Burlington den berühmten Gartenkünstler William Kent. Dann kamen auch die Gärtner Bridgeman, Cyre und Brown. Und auf solche Weise geschah es, daß Dufresny's Ideen nach England verpflanzt und dort allerdings nach und nach bedeutend vervollkommnet wurden. Aber das Verdienst des eigentlichen Urhebers der Idee wurde ganz vergessen. Man nannte hinfort diese neuartigen Anlagen nur „englische Gärten“.

In England wurden sie bald überall beliebt, etwas später auch auf dem Kontinent, sogar in Frankreich drang die „englische Gartenmode“ mit der Zeit ein.

Als Marie Antoinette nach Frankreich kam und als Dauphine Klein-Trianon bei Versailles bewohnte, ließ sie die dortigen Anlagen in einen „englischen Garten“ umwandeln.

Das hatte, wie wir erzählt haben, der geniale Dilettant Dufresny vierundachtzig Jahre zuvor auch schon so ausgedacht, aber leider seinen schönen Plan nicht in's Werk setzen können. Der arme Dichter war im Jahre 1724 in Noth und Armuth gestorben.

Lesage's satirisches Werk „Der hintende Teufel“ erschien 1707. Darin wird mit geistvoller Bosheit eine Anekdote erzählt von einem „alten Junggesellen aus guter Familie“, der sich entschließt, seine Wäscherin zu heirathen, weil er ihr eine Schuld nicht zu bezahlen vermag. Damit ist Dufresny gemeint, der sich wirklich ein Jahr zuvor auf solche Art verheirathet hatte.

Manigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Auf Scheremetjew's Rechnung. — „Laßt uns um des Kaisers Bart spielen," sagt man in Deutschland, wenn man ein Spiel zum bloßen Zeitvertreib spielen will. In Rußland sagt man bei solcher Gelegenheit: „Laßt uns auf Scheremetjew's Rechnung spielen.“ Scheremetjew war um die Mitte des Jahrhunderts der reichste aller russischen Gutsbesitzer, und deshalb mag denn auch sein Name Anlaß zu diesem Sprichwort gegeben haben.

Eines Abends im Jahre 1847, bei heftigem Schneesturm, kehrte ein junger Mann in einem Gasthause in Pultawa ein. „Es ist zum Tollwerden!" rief er unwillig; „ich sollte so schnell als möglich nach Petersburg reisen und nun hält mich das verwünschte Wetter gefangen. Meine Familie sitzt in Petersburg und hungert, sie erwartet mich, daß ich Hilfe bringe, und nun hält mich dieses Wetter hier fest!“ „Man muß Gott für Alles danken!" ließ sich ein alter Graupfopf hinter dem Ofen vernehmen;

„geduldet Euch, Mann, Ihr könnt nicht wissen, ob dieses Wetter nicht zu Eurem Wohle führt!“

Der junge Mann spöttelte noch über den Alten, als ein dritter Passagier eintrat, ein freundlicher, einfach gekleideter Herr, der sich ebenfalls über das Wetter beklagte. Bald fragte der ungeduldige junge Mann den neu angekommenen Passagier: „Wäre es Ihnen nicht gefällig, ein Spielschen zu machen? Beim Kartenspiel vergeht die Zeit noch einmal so schnell. Es ist mir nicht um einen Gewinn zu thun, deshalb spielen wir auf Scheremetjew's Rechnung!“

„Gut,“ erwiderte der Fremde mit lächelnder Miene, „also auf Scheremetjew's Rechnung!“

Um aber zu sehen, wer und wie viel hätte gewonnen werden können, wurden die Chancen des Spiels notirt. Der Einsatz wurde jedesmal mit hundert Rubel angenommen.

Das Spiel hatte mehrere Stunden gewährt, als das Wetter sich aufklärte und der junge Mann seine

Reise fortsetzen wollte; zuvor rechnete er jedoch seine gewonnenen Points zusammen und sagte zu seinem Partner: „Mein Herr, Sie können sich gratuliren; hätten wir nicht auf Scheremetjew's Rechnung gespielt, so hätte ich zwölftausend Rubel gewonnen.“

Der freundliche Partner nahm sogleich seine Brieftasche heraus, entnahm ihr mehrere hohe Banknoten und überreichte sie dem Sieger mit den Worten: „Empfangen Sie Ihr Geld!“

„Mein Herr,“ jagte der Gewinner, „was soll das? Sie treiben einen Scherz mit mir! Wie kann ich das Geld annehmen, da wir doch auf Scheremetjew's Rechnung gespielt haben!“

„Ganz recht,“ fiel ihm der Mann mit der lächelnden Miene in die Rede, „wir spielten auf Scheremetjew's Rechnung; wenn ich aber diese Rechnung auszahlen will, so kommt es Ihnen zu, Ihr Geld in Empfang zu nehmen, also ich bitte, es einzusteden!“

„Sie treiben wirklich ieltfamen Scherz mit mir!“

„Nein, ich rede in vollem Ernste; wir haben auf Scheremetjew's Rechnung gespielt, und so wissen Sie denn: ich bin Scheremetjew! Es wäre beleidigend für mich, wenn Sie mich verhindern wollten, meine Rechnung auszusahlen; also nehmen Sie das Geld!“

Erstaunt, aber ebenso vergnügt steckte der junge Mann, welcher den reichen Scheremetjew nur dem Namen nach kannte, das Geld ein; er und seine Familie waren damit gerettet.

Als er dann die Stube verlassen wollte, um seine Reise fortzusetzen, rief der alte Graufopf hinter dem Ofen: „Höre, junger Mann, vergiß das Sprüchlein nicht, das der heilige Augustin stets aussprach bei allen Vorfällen, auch bei den bösen: Man muß Gott für Alles danken!“ [C. T.]

Eine mißglückte Heirath. — Ein Sträfling in Cayenne, der französischen Verbrecherkolonie in Südamerika, kam um die Erlaubniß ein, eine gleichfalls Deportirte heirathen zu dürfen. Da der Mann

Humoristisches.



Durchschau.

Hausfrau (zur Köchin): Also das war ein Bruder von Ihnen, der Unteroffizier... wo haben Sie den denn kennen gelernt?



Eine mitleidige Seele.

Fräulein (die zusieht, wie ein Fleischer die Schweine an den Ohren aus dem Wagen hebt): Aber Meiner, Sie gehen ja mit den armen Thieren gerade um, als wären's Ihre Lehrburschen!

jedoch als verheirathet in den Listen verzeichnet war, so wurde erst bei den zuständigen Behörden des Mutterlandes angefragt, ob die Frau noch lebe; die Antwort blieb jedoch lange aus, der Heirathsklüsterne wurde ungeduldig und erneuerte sein Gesuch. Da meinte der Gouverneur, ob er denn glaubhaft dazuthun könnte, daß die erste Frau nicht mehr lebe.

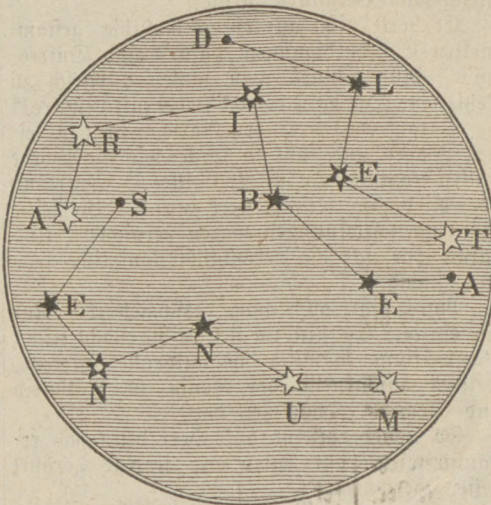
„Aber, gnädiger Herr,“ versetzte der Deportirte, „sehen Sie doch nur gütigst in den Listen nach, weshalb ich eigentlich hierher verschickt worden bin; ich bin ja wegen Gattenmords in Cayenne!“

So verhielt es sich denn auch in der That, und die Genehmigung zur Heirath wurde ertheilt. Jetzt aber mochte die Braut den Heirathskandidaten nicht mehr, und aus der Parthie wurde nichts. [C. K.]

Humboldt's Vorschlag. — Alexander v. Humboldt wurde viel von jungen Gelehrten belästigt, die ihm ihre Arbeiten vorlegten und ihn um sein Urtheil baten. Eines Tages wurde ihm auch wieder ein recht böses Machwerk gebracht, und der Verfasser desselben erbat sich die Erlaubniß, ihn gelegentlich um seine Meinung fragen zu dürfen. Als er nun nach Verlauf von einigen Tagen wiederkam, fragte ihn Humboldt: „Können Sie dichten?“

„Jawohl,“ lautete die Antwort. „Dann bringen Sie die Arbeit in Reime.“ „Diese Arbeit? — ein rein wissenschaftliches Werk?“ fragte der Andere erstaunt, „warum denn?“ „Weil sie in vorliegender Form ganz ungereimt ist,“ antwortete Humboldt kaltblütig. [J. D.]

Sternbilder-Räthsel.



Die richtige Ablefung der an jedem Stern befindlichen Buchstaben gibt den Titel eines bekannten Schauspielers. Auflösung folgt in Nr. 15.

Auflösung des Bilder-Räthfels in Nr. 13: Anderer Thorheit sei deine Weisheit.

Buchstaben-Räthsel.

Besitzt ein Mensch das Wort mit A, So ist er reich genug; Denn alle Herzen, fern und nah, Gewinnt er sich im Flug. Doch wen das Wort mit U verkehrt, Der gilt als schlimmer Gast, Und überall, wo er verkehrt, Macht er sich bald verhaft.

Auflösung folgt in Nr. 15.

Somonym.

Der Regen thut's; doch wech's kein Unbehagen, So lang' vor ihm ein Zimmer Saub' gewährt; Der Kutscher thut's; doch wird man's kaum beklagen, Wenn vor der Stadt er schnell zum Ziele fährt. Wenn's Männer thun, so ist's nicht zu ertragen, Weil es gemeinen Sinn erzeugt und nährt.

Auflösung folgt in Nr. 15.

Auflösungen von Nr. 13:

- des Arithmogridhs: 1) Salzburg, 2) Agur, 3) Lazarus, 4) Zug, 5) Barbara, 6) Ital, 7) Nauo, 8) Grub = Salzburg; des Trennungs-Räthfels: Oshak — D Schak!

Alle Rechte vorbehalten.

Verlag der Thorner Ostdeutschen Zeitung (W. Schirmer) in Thorn.

Redigirt unter Verantwortlichkeit von Th. Freund, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.